

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1873) Unterhaltungsblatt

55 (9.7.1873)

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

№ 55.

Oberndorf, Mittwoch den 9. Juli

1873.

In der neuen Welt.

(Fortsetzung.)

Der Farmer wußte kaum, wie ihm geschah, ein unbeschreibliches Frohgefühl hatte sich seiner bemächtigt, triumphirend blickte er seine Frau an, die schwach vor freudiger Ueberraschung auf einen Stuhl gesunken war und die Hände wie zum Gebet gefaltet hielt.

Während der Zeit hatte Marie sich unter einen entfernteren Baum geflüchtet, den Brief geöffnet und folgendes gelesen:

Chicago, den 11. Juni 186.

Meine liebe Schwester!

Gewiß hast Du schon lange sehnsüchtig auf Nachricht von mir erwartet, ich hätte Dir auch schon früher geschrieben, denn den Brief von Herrn Braun empfing ich schon vor vierzehn Tagen, allein ich wollte erst mit meinem Geschick etwas in's Reine kommen. Ja, liebe Marie, es ist schwer, so allein in einem fremden Lande dazusitzen und nicht einmal mit den Leuten sprechen zu können, ich habe mir's doch nicht so schwer gedacht! wie mir's ergangen ist. Aber nun will ich Dir vor Allem, so gut ich's kann, beschreiben, seitdem ich hier bin. Ich kam gesund und wohlbehalten in Chicago an, und trabte mit meinem Reisegebund die Straßen entlang. Bald befand ich mich auf schönen, breiten, mit Steinplatten belegten Straßen, wo bequem fünf Wagen neben einander fahren können, bald in engen, schmutzigen Winkeln, wo aus niederen, schlechten Holzhäusern allerlei schwarze und braune Gesichter guckten. Ich ging rechts und links und auch gerade aus und studirte alle Straßenmannen, die mir vor die Augen kamen, fragte auch einige Leute, die mir etwas deutsch aussahen, um Rath, aber ich bekam keine Antwort und fand auch die rechte Straße nicht. Chicago ist eine ganz furchtbar große Stadt, gegen welche die Hauptstadt unseres Landes, wo wir doch auch gewesen sind, mir vorkommt wie ein Waldbach gegen das Meer. Ich bekam nach mehreren Stunden das viele Laufen satt und setzte mich auf die Treppenstufen eines schönen, großen Hauses, um auszuruhen. Nach einiger Zeit wurde die Hausthüre aufgemacht und ein junges, hübsches Mädchen kam heraus und wollte, wie ich sah, die Treppenstufen lehren. Ich stand auf, aber sie that, als ob sie mich nicht bemerkte und lehrte mir gerade den Staub auf den Leib. Ich sagte mir ein Herz und fragte, ob sie mir nicht den Weg zeigen wolle, da ich meinen Better suche. Sie lachte hell auf und rief auf Deutsch: „Gewiß noch ein ganz Grüner, ich weiß viel, wo Ihr Better wohnt.“ Indessen ließ ich mich nicht weiter verblüffen, im Gegenheil, ich kriegte meine Adresse hervor und hielt sie ihr unter die Augen. „Fritz Held?“ fragte sie plötzlich und ihr kleines Gesicht wurde über und über roth, dann las sie die übrigen dabeistehenden Worte, was ganz anders klang, als wie ich's bisher herausbuchstabirt hatte. „Ja, da wohnt er aber nicht mehr“, platzte sie heraus und sah mich groß an. „Wissen Sie etwa, wo er wohnt?“ fragte ich. „Ich weiß es“, antwortete sie, „aber er kann keinen Besuch brauchen, er muß das Seinige zusammennehmen, denn er wird bald heirathen.“ — „Heirathen? wen denn?“ — „Na, mich!“ rief die Kleine und setzte spöttlich dazu: „Ist das etwa ein Wunder?“ Ich freute mich aber nun wirklich, daß ich die Braut des Betters vor mir hatte und langte den letzten Brief von ihm heraus, den ich ihr zu lesen gab. Als sie denselben überflogen hatte, sagte sie: „Ja, Fritz Held hat mir schon von Ihnen erzählt, aber daß Sie so ein gewaltiges Grünhorn wären (was, wie ich jetzt weiß, so viel heißt als ein dummer, unbeholfener Kerl), das hätte ich mir nicht gedacht. Na, ich will Ihnen den Weg sagen, aber da fällt mir ein, daß Fritz vor Abend nicht zu treffen ist.

Warten Sie, ich will einmal mit meiner Dame sprechen.“ Nach einer Weile kam sie wieder heraus und bedeutete mir, ich möchte mit hinein gehen bis Abend, dann wollten wir zusammen zu dem Better gehen. Ich war's natürlich sehr zufrieden und setzte mich in die Küche. Als mir nach und nach die Zeit lang wurde, half ich dem hübschen Mädchen etwas bei ihrer Arbeit, doch sie lachte mich fortwährend aus und nannte mich ein Grünhorn über das andere. Als der Abend gekommen war, machten wir uns miteinander auf den Weg. Das Mädchen, welches sich Pizzy nannte, was auf Deutsch Elisabeth heißen soll, hatte sich gar stattlich heraus gepuzt, ich kam mir ordentlich lumpig neben ihr vor. Wie wir ein paar Straßen gegangen waren, kam ein großer Wagen, der auf Schienen ging, daher gerasselt, eine Straßeneisenbahn nennt man das. Die kleine Pizzy kriegte mich bei der Hand zu packen und zog mich nach dem Wagen hinüber, der gerade anhielt. Bald saßen wir darinnen und fuhren drauf los. Das ging wirklich schön, Marie! Nach einer halben Stunde waren wir an Ort und Stelle und stiegen vor einem etwas grauen Hause aus. „Hier wohnt Fritz“, sagte meine Begleiterin und sprang vor mir her in das Haus hinein. In einem größeren Zimmer saßen eine ganze Masse Männer und aßen ihr Abendbrod, welches eine dicke, rothhaarige Madame austrug. Einer von ihnen hatte uns, oder vielmehr die hübsche Pizzy kaum erblickt, als er aufsprang und auf uns zukam. Das war Fritz Held, unser Better. Ich will ihn Dir beschreiben so gut ich kann. Er sieht aus, als wäre er noch ein paar Zoll gewachsen, wahrscheinlich kommt mir's nur so vor, da er bedenkend dicker geworden ist. Sein Gesicht ist sehr braun und wird zur Hälfte durch einen fürchterlichen schwarzen Bart verhüllt. Wenn er spricht, so mischt er viele englische Wörter mit hinein, die ich aber nun allgemach verstehen lerne. Er nahm mich freundlich auf und sagte, ich sollte nun auch mit hier wohnen, es sei dies ein Boardinghaus, das ist ein Kosthaus, und gehöre der dicken Madame, welche man Missis Lumber zu tituliren habe. Na, ich blieb denn nun da und der Better verschaffte mir Arbeit. Aber das kannst Du glauben, liebe Schwester, der Anfang ist mir recht schwer geworden. Wenn man auch das Seinige geleert und in der Heimath etwas Ordentliches geleistet hat, hier wird man behandelt, wie ein dummer Junge, die andern Arbeiter stoßen einen herum und schimpfen einen ein Grünhorn über das andere. Ich bin bei einem Baumeister in Tagarbeit und bekomme täglich einen Dollar und fünfzig Cents Lohn, aber es wird mir sehr schwer, da hier Alles anders angefaßt und betrieben wird, wie zu Hause; ich muß von vorn anfangen, wie ein dummer Lehrbub. Du wirst sagen, liebe Schwester, dafür bekomme ich auch ein schönes Geld. Aber ich kann Dir versichern, daß mir bis jetzt kein Cent übrig geblieben ist. Für Wohnung und Kost muß ich wöchentlich vier Dollars bezahlen, ein Paar Stiefel, die ich nothwendig brauchte, kosteten mich sechs Dollars, ein Hemd zwei und einen halben Dollar und ehe ich mir werde einen Anzug schaffen können, werde ich wohl noch lange schwitzen müssen. In Zeit von einem Jahre wird's wohl besser seyn, dann verdiene ich sicher eben so viel als Fritz, der wöchentlich seine fünfzehn Dollars vor sich bringt. Dann nehme ich Dich zu mir, liebe Marie, damit Du Dich nicht mehr unter fremden Leuten herumzudrücken brauchst und wir trösten dann einander über die verlorene Heimath. Aber für's Nächste würde ich Dir doch rathe, einen Dienst zu suchen, Herr Braun wird Dir schon mit seinem Rathe beistehen. Dem Better Fritz seine Braut verdient wöchentlich drei Dollars. Aber nun muß ich schließen, liebe Marie, der Better läßt Dich herzlich grüßen und ich bitte Dich, daß Du mir baldigst einen langen Brief

schreibst, damit ich erfahre, wie es Dir geht. Gott behüte Dich, meine liebe Schwester! Dein treuer Bruder, Johann Held.

„Meine Adresse mag Dir der Fritz aufschreiben, er kommt mit den englischen Buchstaben besser zurecht als ich.“

Marie hatte diesen Brief mit sehr wechselnden Gefühlen gelesen, jetzt faltete sie ihn zusammen und steckte ihn zu sich und ging gedankenvoll in das Haus zurück.

Indessen wurde dem Farmer, der in Begleitung des Mister Braun dahinfuhr, eine Ueberraschung nach der andern bereitet. Auf ungeebneten, holperigen Wegen war man eine ziemliche Strecke querselberin gefahren, nach einer Gegend hin, die dem Farmer noch völlig fremd war. „Sehen Sie sich immer vor, daß Sie sich hier stets gut nach links halten“, hatte Mister Braun gesagt, denn rechts ziehen sich Moräste hin in die ein Mann bis über den Kopf verfallen kann, wenn er hinein geräth. „Und hier soll es fruchtbare Felder geben?“ hatte Gottlieb Weiber staunend gefragt.

Auf einmal gewann die Gegend eine ganz andere Gestalt und je weiter man kam, desto mehr näherte man sich üppige, Wiesenflächen und wohlbebauten Strecken Landes. Mister Braun gab jetzt dem Farmer eine förmliche Belehrung, wie er seine Tomaten (Paradiesäpfel), die purpurn aus dem dunkelgrünen Kraute herausglimmerten, zu ernten und zu verkaufen habe, wie er es mit dem Bau der Kartoffeln, des Mais, des Getreides, des Krautes und anderer landwirthschaftlicher Erzeugnisse machen müsse, um ein günstiges Resultat zu erzielen, und wie er, bei Allem die alte Magd mit sorgen und schaffen lassen solle, da sie eine Einsicht und einen Verstand besitze, der jedem Farmer Ehre machen würde.

Die Magd zog soeben aus einer Hütte einen Pflug hervor, spannte drei Ochsen aus ihrer Herde vor denselben und begann ein Stück rohes, unbebautes Land zu pflügen. Mister Braun ging auf sie zu, reichte ihr freundlich die Hand und sagte ihr, daß der neue Farmer zwar ein Deutscher sei, dessen Sprache von der ihren abweiche, daß derselbe aber dennoch wünsche, sie in seinen Diensten zu behalten. Sie sagte mit kurzen Worten zu und ging von Neuem an ihre Arbeit.

Gottlieb Weiber empfand wohl, daß er hier in seinem neuen Berufe ganz von vorn anfangen müsse, daß seine in der Heimath gesammelten landwirthschaftlichen Kenntnisse hier theils unzureichend, theils unanwendbar seyn würden und daß ihm wohl so manche Irrung, so manche unbelohnte schwere Arbeit bevorstände, aber dennoch fühlte er sich beruhigt und gehoben in der Ueberzeugung, daß mit der Zeit doch das auf immer verloren geglaubte Glück in seiner Familie zurückkehren würde.

Mister Braun machte sich noch an demselben Tage in seinem Wagen auf die Heimkehr, viele gute Rathschläge bei den Einwandern zurücklassend.

Siebentes Kapitel.

Der Sommer machte seine ganze Gewalt geltend, die Hitze war in den Tagesstunden unerträglich, während des Nachts Moskito ohne Zahl ihrem blutdürstigen Geschäft oblagen. In einzelnen Straßen der Stadt Detroit, welche ganz besonders der Sonnen- gluth ausgesetzt waren, starben alltäglich Menschen — besonders Männer, die im Freien arbeiteten — am Sonnenstich. Es war gerade ein ganz besonders heißer und trockener Sommer, den alle diejenigen, welche das amerikanische Klima noch nicht gewöhnt waren, bitter büßen mußten. In dieser Zeit war es, daß Marie in Detroit ankam, um einen Dienst zu suchen. Sie hatte die Schwabensfamilie verlassen, weil sich die gute Frau soweit erholt hatte, um mit Hilfe der alten Magd ihr Hauswesen allein zu führen.

Zunächst wollte sie sich an Mister Braun wenden, der sich der armen Eingewanderten so hülfreich angenommen. Allein wo ihn finden in der fremden Stadt, der Sprache nicht einmal mächtig. „Gott, Du Allmächtiger!“ betete sie leise vor sich hin, „Du wirst mich armes Kind nicht verlassen, ich bin ja in Deiner Hand, Du wirst mich den rechten Weg führen, ich hoffe auf Dich!“

Nach einem langen Marsch erreichte sie endlich seine Wohnung, wo er sie recht freundlich empfing und sich theilnehmend nach dem Schicksal ihrer Freunde erkundigte. Marie trug Mister Braun vertrauensvoll ihr Anliegen vor, sie sagte ihm, daß sie hieher gekommen, um einen Dienst zu suchen und bat ihn um seinen Rath.

„Marie“, begann Mister Braun unterwegs, ich habe großes Vertrauen zu Ihnen gewonnen, ich weiß es, Ihr Herz ist rein und Ihre Ansichten von der Welt sind noch frei von verdorbenen Beimischungen. Ich will Ihnen den größten Beweis meiner Achtung geben, ich will das Theuerste, was ich besitze, Ihrem Schutze, Ihrer Liebe anvertrauen. Hören Sie mich an! Ich bin seit zwei Jahren Wittwer, ich verlor meine Gattin nach dreijähriger Ehe. Sie hinterließ mir ein Töchterchen, das jetzt zwei Jahre alt und mein Liebling, mein Trost, mein ganzes Glück ist. Sie, Marie, sollen mein Kind an Ihr Herz legen, es lieben, pflegen und erziehen und sich durch diese Opfer der Liebe meines ewigen Dankes versichern. Wollen Sie das?“ Er sah sie bittend an und eine Thräne blinkte in seinem Auge.

„O Herr, ob ich will? Wenn es in meinen Kräften stünde, Ihrem Kinde etwas zu seyn, es sollte mich wahrhaftig glücklich machen, an Liebe und trauer Pflege soll's bei mir für Ihr Töchterchen nicht fehlen.“

„Es ist gut, Marie“, versetzte Mister Braun gerührt, „ich danke Gott, daß ich Sie gefunden habe.“

Als Marie Mister Braun's Haus betrat, war sie erstaunt über die Pracht und den Reichthum, welcher sich hier in jedem Gegenstande vor ihren Augen entfaltet; sie hatte nie vorher eine Einrichtung gesehen, die so werthvoll und schön, so glänzend gewesen wäre. In einem der schönsten Zimmer reichte ihr Mister Braun einen Sessel dar, auf welchen sie sich niederließ. Er begab sich hierauf in ein Nebengemach und kehrte mit einer alten Negerin zurück, welche ein niedliches kleines Mädchen an der Hand führte. Mister Braun setzte die reizende Kleine auf Marien's Schooß und diese drückte sie innig an sich und küßte sie wiederholt. Das Kind begann zutraulich zu schwagen und bald rutschte es von den Knien seiner neuen Freundin herab und holte sein Spielzeug zusammen, welches die „neue Tante“, wie es Marien nannte, sehen sollte. Mister Braun's Gesicht erklärte sich förmlich vor Freude, als er erkannte, wie zutraulich sich sein Liebling an das junge Mädchen angeschlossen und dieses dem Kinde die vollste Liebe zuwendenete. Er sprach zu der Negerin: „Miß Marie wird in unserm Hause bleiben und die kleine Rosa erziehen. Jede dienende Person hat Miß Marie zu respektiren und ihren Anordnungen Folge zu leisten. Der geringste Ungehorsam zieht Entlassung aus meinem Dienste nach sich.“

Sara, die alte Negerin, lächelte die neue Gebieterin so freundlich an, als sie konnte und antwortete ihrem Herrn in demüthigem Tone mit: „Yes Sir!“ Ja, Herr!

Marie bekam nun ein wohleingerichtetes Zimmer und neue Kleider und dabei einen so hohen Gehalt, daß sie in der Folge oft gegen Mister Braun äußerte, wie sie eine so reiche Belohnung wohl nicht verdiene.

Später, als die Tage noch heißer wurden, brachte Mister Braun seinen Schützling, das Kind und die Negerin nach einer mehrere Meilen entfernt liegenden Insel, wo er ein Landhaus besaß, das im Walde gelegen, so manchen frischen Luftzug vom Flusse her empfing. Das junge Mädchen fand sich hier glücklich und heimlich, ihr Herz hatte sich vollständig dem lieben kleinen Mädchen zugewandt, denn sie mit allem Eifer die Mutter zu ersetzen suchte und das kleine Wesen, welches sie fühlte, wie es geliebt wurde, schloß sich dafür mit voller Seele an seine Pflegerin an. Stundenlang saß sie mit dem Kinde unter den blühenden Oleandern, welche die Veranda umdusteten, oder sie ging mit ihm unter den Laubbäumen des Waldes spazieren und erzählte ihm Geschichten und lachte und spielte mit ihm, als ob sie selbst noch ein Kind wäre. Dabei blühte sie auf wie eine herrliche Rose, ihre Gesundheit war erstarbt, ihr Lebensmuth gekräftigt und das Gefühl Gutes zu stiften und sich unentbehrlich zu machen, verlieh ihr eine innere Fröhlichkeit, die sich auf unbeschreiblich anmuthige Weise in ihrem ganzen Wesen kund that.

Mit großer Freude hatten indessen die neuen Farmerleute in ihrer Einsamkeit draußen die Nachricht von Marien's Glück entgegen genommen.

„Siehst Du, sagte Frau Weiber zu ihrem Gatten, hab' ich's mit g'sagt, daß es dem Mädele noch gut gehen wird in der Welt. Hat sie es mit recht verdient mit mir, wo sie mich hat g'flegt in meinem verlassenen Zustand, wo kein Mensch g'fragt hat nach

uns? Ja, der liebe Gott sorgt alleweil für so a gut Herz von a Mädele!"

"Du hast Recht wie immer," antwortete der Farmer, "aber das mußt Du doch auch begreifen, daß es der liebe Gott nicht allein mit der Marie, sondern auch mit uns recht gut meint. Haben wir uns doch schon recht hübsch hier eingerichtet, die Arbeit lernt man immer besser und der Boden ist überaus fruchtbar, so eine Pracht von Getreide und Feldfrüchten ist mir vorher niemals vorgekommen. Wenn ich mit Hilfe der alten Kitty das Alles zu Markte gebracht und verkauft habe, kanns nicht anders kommen, als daß ich mich nach und nach aus der Noth heraus arbeite."

"Ja der liebe Gott thut's besser mit uns, wie wir's verdienen, aber ich denk' doch, 's war 'ne Sünde von uns, daß wir ausgewandert sind, wo wir's dahem so gut und Alles vollaus hatten! Unsere kleinen Kindle wären da nit so elend dahin gestorben."

Des Farmers Stirn verfinsterte sich, er hatte keine Antwort und ging achselzuckend, wie immer, wenn die Rede an die verstorbenen Kinder kam, aus dem Zimmer.

Noch ein Schlag sollte indessen die vielgeprüfte Familie treffen. Eines Abends, wo sich gewöhnlich Alle zum Nachtessen einfanden, fehlte der älteste, jetzt vierzehnjährige Knabe. Derselbe war den Tag über dem Vater zur Hand gegangen und hatte nach gethauer Arbeit noch einen Ausflug nach einem abseits gelegenen Getreidefelde machen wollen. Seit zwei Stunden war er schon fort und seine Rückkehr noch nicht erfolgt.

"Wo nur der Bub' bleibt," fragte die besorgte Mutter, "er weis' doch, daß wir essen."

"Er wird schon kommen, ängstige Dich nur nicht," antwortete der Vater.

Aber er kam nicht, eine Stunde verrann nach der anderen, die jüngeren Kinder legten sich zur Ruhe, doch der älteste Knabe fehlte. Jetzt ergriff auch den Farmer die ernstlichste Besorgniß, er nahm ein geladenes Gewehr, welches ihm Mister Braun bei seinem letzten Besuche dagelassen hatte und begab sich auf den Weg, ihn zu suchen. Frau Weiber ging unruhig vor der Thüre ihres Hauses auf und ab, oftmals so laut sie konnte, den Namen ihres Sohnes rufend, doch ohne den mindesten Erfolg. Der Farmer suchte auf allen Plätzen, die er kannte, er ging auch in Gegenden, die er vorher nie betreten, aber Stunde auf Stunde verstrich, ohne daß sich die geringste Spur von dem Vermißten zeigte. Eine tödtliche Angst durchwühlte die Brust des Vaters, leuchtend schleppte er sich weiter, von innerer Pein an allen Gliedern wie gelähmt, legte er eine Strecke nach der andern zurück, doch es war, als hätte sich die Erde aufgethan und sein Kind verschlungen. Böllig vernichtet lehrte der unglückliche Mann gegen Morgen nach Hause zurück, unfähig, sein jammerndes Weib zu trösten und das Geschrei der Kinder, die um ihren Bruder laut weinten und klagten, zu beruhigen. (Schluß folgt.)

Goldföner.

Die Freundschaft ist ein Kind an Liebe und Vertrauen,
Ein Jüngling an Gemüth, an Kraft und Wirksamkeit,
Ein Kreis an Weisheit und, einst bei des Todes Grauen,
Ein Engel, der uns mild den Kelch des Todes bent.
Die, thöricht g'nug, ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Böbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Sobald du dir vertraust, sobald weis't du zu leben.

Goethe.

In der Dämmerstunde.

Wenn der Dämm'ring Schattien niedersinken,
Nach und nach des Tages Lärm verhallt,
Fühlt die Seele von des Abends Frieden,
Von des Traumes Schleier sich umwallt.
Wie die Welt vor unsern Blicken schwindet,
Steigen and're Bilder ihr empor:
Leise klingen der Erinnerung Saiten,
Längst Vergang'nes tritt hervor.
Leise erst, nun immer mächt'ger
Klingt und singt's im Herzen wieder,
Und wir lauschen voller Behemuth
Auf die Weisen alter Lieder.

J. Sara.

Der Wein der „Rose“.

Im Jahre 1624 kaufte die Stadt Bremen 12 Stückfässer Müdesheimer Rheinwein, jedes zum Preise von 300 Thlr. Gold Bremer Rechnung. Man legte diese Fässer in denjenigen Raum des Rathskellers nieder, welcher „Rose“ genannt wird. Dort sind sie geblieben, und ist die Decke jedes Jahr mit dem ältesten im Keller vorhandenen Weine aufgefüllt worden. Außer einigen wenigen Fällen, in denen der Senat ein paar Flaschen des Weines als Ehrengeschenk den Fässern entnommen hat, ist der Inhalt derselben nur in kleinen Quantitäten zu Arzneizwecken verwendet worden, im Uebrigen aber unberührt geblieben. Am Ende des nächsten Jahres haben die Fässer ein Alter von 250 Jahren erreicht. Berechnet man den ursprünglichen Preis Zins auf Zins mit 5 pCt., so kosteten die 12 Stückfässer am Ende des Jahres 1874 die Summe von 790,680,000 preussischen Thalern. Da die Decke erfahrungsgemäß 5 pCt. beträgt so sind von dem ursprünglichen Wein im Ganzen nur noch 0,0465 Flaschen oder — die Flasche zu acht Gläsern à 1000 Tropfen gerechnet — 372 Tropfen vorhanden, von denen also jeder einen Werth von etwa 2,125,500 Thlrn. haben würde. Nun ist aber der jährliche Verlust durch beständige Auffüllung mit dem ältesten vorhandenen Rheinwein ersetzt worden. Veranschlagt man den Preis einer Flasche dieses Weines nur zu einem Thlr., so ergibt sich für die bis zum Jahre 1874 im Ganzen aufgefüllten 216,000 Flaschen, wenn man den Werth der jedesmaligen Auffüllung wieder mit 5 pCt. Zins auf Zins berechnet, ein Preis von 3,427,920,000 Thlrn. Die 12 Stückfässer kosten also am Ende des nächsten Jahres mit der Auffüllung nicht weniger als 4,218,600,000 Thlr. Das macht durchschnittlich für ein Stück (à 8 Ohm) 351,550,000 Thlr. für die Ohm (à 180 Flaschen) 43,943,750 Thlr. für die Flasche 244,132 Thlr., für das Glas 30,516 Thlr. Hierbei ist zu bemerken, daß der berechnete Werth sich auf die einzelnen Fässer nicht gleichmäßig vertheilt. Die Auffüllung der Decke geschieht nämlich von einem Faß auf das andere, so daß der angefüllte Wein im Laufe der Jahre erst alle 11 vorhergehenden Fässer durchlaufen haben muß, ehe er zu dem letzten Stück gelangt, das mithin den ältesten und kostbarsten Wein enthält, von dem jeder Tropfen etwa 50,000 Thlr. werth ist. Nur aus diesem letzten Faß wird auch der ausgegebene Wein entnommen, von dem die Inschrift des Kellers mit Recht sagt:

Was Magen, Leib und Herz Kraft und Geist kann geben,
Betrübte trösten mag, Halbtothe kann beleben,
Theilt diese Rose mit, sie hat von 100 Jahren
Den Preis, ein edles Del mit Sorgfalt zu bewahren.

Das Lachen.

Heraklit und Demokrit sind von den Philosophen des Alterthums wegen ihrer einfachen und entgegengesetzten Lebensweisheit besonders bekannt: Ersterem erschien die Welt so schrecklich verderbt, daß er sie stets zu beklagen und zu beweinen sich verpflichtet fühlte; während Letzterer den Grundsatz aufstellte, man müsse über den großen Unverstand der Menschen vielmehr lachen und allen Dingen die komische Seite abzugewinnen suchen. In gewissem Sinne haben Beide recht; denn gar Vieles, was wir täglich sehen, verdiente wahrhaftig die Bezeichnung des Spasigen, wenn es nicht gleichzeitig auch überaus traurig wäre; — ebenso gäbe es hundert Thorheiten weniger, wollten wir sie nicht unnöthiger Weise zu ernst nehmen. . . Glückliche Menschen, welche die Welt nur im rosenfarbenen Lichte erblicken oder doch bei bitteren Erfahrungen niemals die erforderliche Heiterkeit und Seelenruhe verlieren, um das Ungemach desto erfolgreicher bekämpfen zu können! Ein fröhlich Herz macht das Leben lustig und betrübter Muth verdrocknet das Gebein!" sagt schon König Salomo. Gewiß ist Frohsinn eine schöne Gabe der Mutter Natur, und das Lachen — dieser sichtbare Ausbruch von Freude und Behaglichkeit — erweist sich für die Erhaltung unserer Gesundheit bei weitem wirksamer, als ein ganzes Heer dümmer Arzneimittel.

Daher auch finden humoristische Schriften stets zahlreiche Leser, Lustspiele die meisten Zuschauer und witzige Leute gute Aufnahme, weil es eben ein instinktives menschliches Bedürfnis ist, sich inmitten des Daseyns Wüthen hin und wieder recht auszulachen. Dies wird nun einem Leichter als dem Andern, wobei nicht bloß das Temperament, sondern mehr noch die Selbstbildung des Be-

treffenden entscheidet, — derart, daß man je nach den Dingen, worüber Jemand lacht, wohl einen sichern Anhalt zur Beurtheilung seiner Intelligenz besitzt.

Ein lächelndes Antlitz ist ein Empfehlungsbrief der Schöpfung, es öffnet Jedem das Herz; und in der That, kann man etwas Lieblicheres schauen, als wenn der helle Sonnenschein der Freude aus lieben Augen strahlt und Stirn und Wangen mit rosigem Gluth färbt — das Bild eines geistig verklärten jungen Valentines! O, wüßte manche sonst eitle Eva'stochter, wie viel ein freundliches Gesicht selbst neben der regulären aber frostigen Schönheit gewinnt, sie würde vielleicht im ganzen Leben nie mehr ihre Züge durch mürrische Launen entstellen!

Jedoch um Himmelswillen nur kein erkünsteltes Lächeln, das vor dem Spiegel einstudirt ist — abscheulich! nein, der Abglanz einer zufriedenen, unschuldsvollen Seele muß es seyn, die Blüthe eines heitern und wohlwollenden Herzens!

Freilich versteht schlaue Tücke oft gerade mit anscheinend liebenswürdiger Physiognomie teuflische Absichten sehr gut zu erreichen; es gibt ferner ein hämischs Lachen der Schadenfreunde, ein bitteres Lachen des Hohnes und der Verachtung, ein Grimmlachen des Zornes, der Rache und Verzweiflung, ein boshaftes, trübseliges Lachen der Schurken, dem ein höher Streich gelungen. Vor derartigen Bekanntschaften mögen unsere Leserinnen in Gnaden bewahrt bleiben!

Gemüthliches Lachen steckt übrigens wie das Gähnen; und ist eine lustige Gesellschaft mal recht in die lächerliche Stimmung gekommen, dann hat's fast kein Ende, — wehe dem untheilhaftigen Ernsthaften, der plötzlich unter solche mürrischen Leute geräth! Auch kann der Nachreiz durch bloße Erinnerungen hervorgerufen werden — vermittelt zufälliger Ideenverbindung, welche mitunter Jemand bei den allerfeierlichsten Anlässen überfällt und denselben in nicht geringe Verlegenheit zu setzen vermag: er bemüht sich, den unzeitigen Krobald niederzukämpfen, will sein Gesicht in ehrbare Falten legen und — schneidet Grimassen. Ähnlich ergeht es jungen Mädchen mit schlechten Zähnen: diese unterdrücken wohl aus ästhetischen Gründen ein zu lebhaftes Mienenspiel beim Lachen, indem sie ihre Lippen ängstlich-gezwungen kneifen; die aber zwei schöne (wo möglich ächte) Perlenreihen und etwa noch Grübchen in den Wangen aufzuweisen haben — ja, jene lachen ganz anders, viel freier und ungenirt.

Meister Rubens verandelte mit einem einzigen Pinselstriche ein lachendes Porträt in ein weinendes und lieferte so nur den technischen Beweis von der Wahrheit, daß unsere widerstreitendsten Gefühläußerungen sehr nahe beieinander wohnen, — was namentlich für die Frühlingzeit des Lebens gilt. Wenn Kinder im Schlafe lächeln, sagt ein poetischer Glaube; die lieben Englein spielen mit ihnen.

Ob man sich wirklich „todtlachen“ kann, wie es sprichwörtlich heißt? Warum nicht: denn jede heftige Erschütterung, die das Blut übermäßig nach Kopf, Herz und Lungen treibt, vermag auch einen Lungen Schlag oder dergleichen zu erzeugen. — Selig aber alle Diejenigen, deren Lippen in der Stunde des Scheidens aus dieser Welt das ruhige, ergebene Himmelslächeln der Ueberwindung umspielt — als Zeichen eines guten Gewissens! Benno Urban.

Der Kampf mit Krokodilen.

Am Magdalenaenstrom in Südamerika wimmelt es geradezu von Kaimans oder Krokodilen. Diese Amphibien fühlen sich am wohlsten, wenn die Sonne hoch steht, die Atmosphäre so zu sagen glüht, wenn die Thiere im Walde schweigen und unter dem dichtesten Schatten ausruhen, dann liegt der Kaiman am Strande auf dem heißen Sande, sperrt seinen gewaltigen Rachen auf und fängt — Mücken. Von Zeit zu Zeit schlägt die Bestie mit klapperndem und zwischen dem Tone seine Kinnladen zusammen. Sie glaubt sich vor Feinden sicher, aber sie ist im Irrthum. Ein Neger geht scheinbar nachlässig an's Ufer und dann in den Fluß; der Kaiman hat ihn wohl bemerkt. Langsam und schwer bewegt er seine plumpe Wasse, vorwärts über den Sand und gleitet in's Wasser; er glaubt, einen Frosch zu erschlagen. Der Neger, wenn er keine Waffen führt, weicht ihm aus, und die beiden eben noch so langsamen Individuen sind nun überaus flink. Hat aber der Neger sein spiz und scharfgeschliffenes

Messer mitgenommen, was in der Regel der Fall ist, dann hält er seinem Gegner Stand und erwartet ihn. Dieser schwimmt in gerader Richtung auf ihn zu. Der Schwarze taucht nun rasch unter, macht eine Volte und kommt an einer anderen Stelle wieder zum Vorschein.

Dieses Manöver ist eine Art von Vorspiel oder Einleitung zum Kampfe und wird vom Neger nochmals wiederholt, weil er weiß, daß er dadurch das Monstrum irre macht und ermüdet. Er beobachtet dabei alle Bewegungen des Kaimans und bereitet sich zum Angriffe vor.

Dem Panzer, an welchem selbst eine Flintentugel wirkungslos abprallt, kann er allerdings nichts anhaben, aber er weiß, daß unter der Schulter eine bloße, verwundbare Stelle sich befindet; wenn er diese trifft, so ist es um das Krokodil geschehen. Nun gibt er sich alle Mühe, durch rasche, unruhige Bewegungen seinen Gegner zu verwirren; er hebt sich bald hoch über das Wasser empor, bald taucht er, wirft sich auf die Seite, schwimmt nach dieser oder jener Richtung, und dann liegt er plötzlich wie unbeweglich da, als ob er des Kampfes müde sei. Jetzt kommt der Kaiman näher und sperrt schon den Rachen auf, aber plötzlich taucht der Neger wieder einige Fuß tief unter, und während das Ungeheuer über ihn hinweggleitet, ist er schon wieder oben und verfezt ihm den Messerstich. Er hat die richtige Stelle getroffen, das Wasser röthet sich vom Blut, aber der Kampf wird ein verzweifelter. Der verwundete Kaiman wüthet, er sucht seinen Gegner in allen seinen Bewegungen zu folgen; auch er taucht unter und kommt wieder auf die Oberfläche. Gewiß fühlt er, daß sein Ende naht, aber er will sich rächen. Seine Kräfte schwinden nach und nach, manchmal liegt er schon ganz steif auf dem Wasser und regt sich nicht mehr. Darauf hat der Neger gewartet, er benutzte einen günstigen Augenblick und bringt dem Thiere noch einen tiefen Stich bei. Das Krokodil verendet; sein ungeschlachter Kadaver treibt stromab, während der schwarze Mann, als ob weiter nichts geschehen sei, nach seiner Hütte zurückkehrt und ausruht.

Bisweilen aber haben die Kaimane die Viehhaberei, die Wohnungen zu umschleichen und dort auf Menschen und Vieh zu lauern. Solch ein Krokodil ist natürlich ein recht unbequemer und ungemüthlicher Nachbar, dessen man sich entledigen muß. Der Mann, der es mit ihm aufnimmt, bedarf vor Allem kalten Blutes. Er nimmt ein etwa 30 Centimeter langes Stück sehr harten Holzes, das etwa 8 bis 9 Centimeter dick ist, und das er an beiden Enden zugespitzt hat. Er lauert nun dem Kaiman auf, schleicht demselben auf der Erde langsam entgegen und streckt ihm den mit dem Holze bewaffneten rechten Arm hin. Das Ungeheuer öffnet den Rachen, schnappt zu, so daß die Spitzen oben und unten einbringen, und wirft sich allemal eilig ins Wasser. Nun kann es die Kinnladen nicht schließen, das Wasser bringt ihm in die Kehle, es erstickt.

Bei einer anderen Art, das Krokodil zu fangen, legen sich einige Neger in Hinterhalt, nachdem sie sich mit einem starken Seile mit laufender Schlinge versehen haben. Sobald sie nun ein Krokodil finden, das recht fest schläft, schleicht sich einer zu demselben heran und kitzelt ihm sanft an der Kehle. Ohne die Augen zu öffnen, hebt das Thier den Kopf etwas in die Höhe, läßt ihn wieder sinken und schläft weiter. Der Mann hat den günstigen Augenblick benützt, um die Schlinge anzubringen, die nun angezogen wird. Der Kaiman ist gefangen, man zerrt ihn eine Strecke weit weg und macht ihm mit Lanzenstichen den Garau.

P o g o g r y p h.

Von fünf der Zeichen geben vier
Durchsichtiges Gewebe Dir;
Nimmst Du das fünfte noch dazu,
Hast eine holde Göttin Du.

J. A. Er.

C h a r a d e.

Vorwärts ist es eine Insel der Philippinen,
Rückwärts drücken sie oft im Herzen brünnen.

B.

Auflösung der Räthsel in der vorigen Nummer:

1) piano (forte gegenüber) — Piano (Instrument).

3) Tachau — Dschau.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandes.